

Perspektiven einer ressourcenorientierten Entwicklungspsychologie – am Beispiel von Identität

Günter Mey

Ringvorlesung: Ressourcen, Resilienz, Respekt

26. November 2013

Vorbemerkung: Identität – Innen-/Außenperspektive

Übersicht

Identität als Kontinuität

Identität als Patchwork

Narrative (Herstellung von) Identität

Fallbeispiel „Seppi“

Anerkennung und Zugehörigkeit

Abschluss: Identität als Passungsarbeit

... „Identität einer Person sozial konstruiert und vermittelt ist, der einzelne also auch im Hinblick auf seine Identitätsentwicklung kein solitäres, sondern ein soziales Wesen ist“ (Straub 2000, S.170)

Übersicht

Identität als Kontinuität

Identität als Patchwork

Narrative (Herstellung von) Identität

Fallbeispiel „Seppi“

Anerkennung und Zugehörigkeit

Abschluss: Identität als Passungsarbeit

„[statt des] fortgesetzten Diffusionserleben lieber ein
Niemand zu sein oder ganz und gar schlecht oder
tatsächlich tot zu sein – und das total aus freien Stücken –,
als nur immer nicht ganz dies und nicht ganz jenes“
(Erikson 1974, S.168)

„Identitätsbildung ... in der Regel auch ihre dunkle, negative Seite [hat], die das ganze Leben hindurch ein unlenksamer Teil der Gesamtidentität bleiben kann. In jedem Menschen und jeder Gruppe steckt eine negative Identität, die Summe all jener Identifikationen und Identitätsfragmente, die der einzelne unterdrücken mußte, weil er sie ablehnte oder für unzumutbar hielt, oder weil seine Gruppe ihn lehrte, sie als Merkmal fatalen 'Andersseins' ... wahrzunehmen.“ (Erikson 1982, S.18)

„[Da] die Gemeinschaft ... sich ihrerseits durch das Individuum ‚anerkannt‘ [fühlt], wenn es nur Wert auf ihre Anerkennung legt [, kann] sie ... sich denn auch an einem Individuum, das auf sie keinen Wert zu legen scheint, für solche Mißachtung grausam rächen“ (Erikson 1974, S.140)

Übersicht

Identität als Kontinuität

Identität als Patchwork

Narrative (Herstellung von) Identität

Fallbeispiel „Seppi“

Anerkennung und Zugehörigkeit

Abschluss: Identität als Passungsarbeit

"Wenn man es schafft, Situationen in ihrer ganzen Intensität auszukosten, sie aktiv zu beeinflussen, wird man in der Lage sein, mit raschen Veränderungen fertig zu werden, sofern man sie erlebt. Eine Voraussetzung dafür ist: Nicht zu stolpern. Und das mag lustig klingen, ist es aber nicht. Denn wenn die Armut an Perspektiven so groß ist, die biographische Unsicherheit so groß [ist], dann ist das Leben nicht lustig." (Kraus 1996, S.9)

Übersicht

Identität als Kontinuität

Identität als Patchwork

Narrative (Herstellung von) Identität

Fallbeispiel „Seppi“

Anerkennung und Zugehörigkeit

Abschluss: Identität als Passungsarbeit

„Positionierung bezeichnet zunächst ganz allgemein die diskursiven Praktiken, mit denen Menschen sich selbst und andere in sprachlichen Interaktionen aufeinander bezogen als Personen her- und darzustellen, welche Attribute, Rollen, Eigenschaften und Motive sie mit ihren Handlungen in Anspruch nehmen und zuschreiben, die ihrerseits funktional für die lokale Identitätsher- und -darstellung im Gespräch sind“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S.168)

„Kohärenz verweist auf die Stimmigkeit eines moralischen und ästhetischen Maximesystems, an dem sich eine Person orientiert, um eigenen Ansprüchen auf ein gelingendes, richtiges oder schönes Leben Rechnung zu tragen“ (Straub 2000, S.284)

„Ja, ganz so durchgeknallt natürlich, wie das jetzt momentan läuft, das kannst du natürlich nicht 15 Jahre lang durchziehen oder so. Aber ganz normal jetzt, sag‘ ich so, spießig, Reihenhaussiedlung, Hund davor, keine Ahnung was, will ich eigentlich nie werden. Natürlich irgendwann ein bisschen gemäßigter und so weiter, wenn man ein bissl älter wird. Das kommt dann schon mit der Zeit. Aber jetzt so quasi sich jetzt für so fünf Jahre Auszeit nehmen, wo man völlig am Ausrasten ist, und danach anfangen, keine Ahnung, was, karierte Hemden und Schlips zu tragen und in irgendeine blödsinnige Arbeit reinzugehen – also, das glaub‘ ich mal eher weniger. Aber ich mein‘, wenn du’s so machst, wie’s jetzt halt ist, dann bist du später, wenn du 40 bist, trotzdem kein Spießer, weil du kennst ja das, wie’s halt anders auch so ist, und dann, glaub‘ ich, wirst du nie ein Spießer, zumindest bei 1860. Allein schon wegen den Tätowierungen. Ich glaub‘, wenn du fünfzig bist und hast allweil noch deine „60 München“-Tätowierung, glaub‘ ich, dann schaut’s schlecht aus, dass du für einen Spießer gehalten wirst, wenn du im Freibad rumläufst“

Übersicht

Identität als Kontinuität

Identität als Patchwork

Narrative (Herstellung von) Identität

Fallbeispiel „Seppi“

Anerkennung und Zugehörigkeit

Abschluss: Identität als Passungsarbeit

„Die These lautet, unsere Identität werde teilweise von der Anerkennung oder Nicht-Anerkennung, oft auch von der Verkennung durch die anderen geprägt, so daß ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes oder verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt “ (Taylor 1993, S.13f)

Übersicht

Identität als Kontinuität

Identität als Patchwork

Narrative (Herstellung von) Identität

Fallbeispiel „Seppi“

Anerkennung und Zugehörigkeit

Identität als Passungsarbeit

„Eine auf Anpassung ausgerichtete Identität bietet zwar ein gesichertes Maß an Anerkennung, Integration und hinlänglicher Handlungsfähigkeit. Dafür ist jedoch vom Subjekt, das unangepasste mögliche Selbst, Identitätsentwürfe und -projekte unterdrücken muss, oft ein recht hoher Preis zu entrichten. Angesichts dieser vergrabenen und begrabenden Möglichkeiten kann nicht unbedingt von einer gelungenen Identität gesprochen werden – auch nicht aus der Perspektive der sozialen Umwelt“ (Keupp et al. 1999, S.274)

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Prof. Dr. Günter Mey, Hochschule Magdeburg-Stendal, Osterburger Str. 25, 39576 Stendal,
guenter.mey@hs-magdeburg.de

Günter Mey

Hochschule Magdeburg-Stendal, Angewandte Humanwissenschaften

Identität und Abgrenzung: Psychologische Aspekte

(Manuskript zum Vortrag in der Ringvorlesung „Ressourcen, Resilienz, Respekt, 26. November 2013)

Abstract: In dem Vortrag wird insbesondere mit Blick auf „personalen Identität“ die Frage erörtert, wie Identitätsbildung angesichts gesellschaftlicher Herausforderungen geleistet werden kann. Im Zentrum stehen Überlegungen einer narrativen Psychologie, insbesondere das Konzept der Positionierung. Unterlegt wird den Ausführungen, dass der Aufbau und das Bewahren personaler Identität sich immer im Austausch mit Anderen vollzieht, auf Anerkennung basiert und Zugehörigkeitserfahrungen voraussetzt.

„Personale Identität“ und die Außenperspektive

Wenn innerhalb der Psychologie von Identität gesprochen wird, dann ist zumeist, ohne das es als solches explizit benannt wird, die Rede von „Personale Identität“, hierbei geht es um die zentrale Frage „wer bin ich?“. Personale Identität muss allerdings nicht gegen eine „soziale Identität“ ausgespielt werden, wie dies Jürgen Straub, einer jener in Deutschland wichtigen Identitätstheoretiker, pointiert hat. Zwar lasse sich die „Binnenperspektive“ des Subjekts von der „Außenperspektive“ von InteraktionspartnerInnen/Beobachtenden klar unterscheiden. Dennoch gelte, dass „Identität einer Person sozial konstruiert und vermittelt ist, der einzelne also auch im Hinblick auf seine Identitätsentwicklung kein solitäres, sondern ein soziales Wesen ist“ (Straub 2000, S.170).

Bei der frühen, in den 1930er Jahren vorgeschlagenen Konzeption des Psychologen George Herbert Mead (1968 [1934]) wird die Bezogenheit bereits sehr deutlich, wenn er in seinem Entwurf des „Selbst“ darin ein „Me“ und ein „I“ unterscheidet. Das „I“ und das „Me“ sind dabei als korrespondiert zu verstehen, wobei das „I“ stärker für die individuelle Antwort auf die Erwartungen der anderen steht, das „Me“ dagegen die von anderen „übernommenen“ Erwartungen repräsentiert. Da nun aber Subjekte ganz verschiedene Bilder von sich aufgrund der im Prozess der Sozialisation stattfindenden Interaktionen haben, gibt es zahlreiche „Me“-s. Das heißt: Jedes „Me“ speist sich aus der Erinnerung, wie die (vielen) Anderen uns wahrgenommen haben, sowie aus der Erfahrung, was (die verschiedenen) Anderen von uns erwarten oder wie sie ihr Gegenüber identifizieren (dazu auch Abels 2000).

Insofern reduziert sich bei der Auseinandersetzung mit „personaler Identität“ der Blick nicht auf die Innensicht des Individuums, denn in der (auch gerade affektiven) Wahrnehmung mit sich selbst identisch zu sein, fließen äußere und innere Realität ein. Insofern sind Außen- und Innenperspektive untrennbar und vermitteln sich über die Innenperspektive des Individuums (siehe Frey & Haußer 1987).

Identität als Kontinuität

Innerhalb der Psychologie kommt dem Ansatz von Erik Erikson aus den 1950er Jahren ein hoher Stellenwert zu, wenn Identitätstheorien vorgestellt werden. Dabei werden bei den Bezugnahmen dann sowohl Abgrenzungen oder Konvergenzen hervorgehoben. Gemeinhin heißt es aber ungeachtet und das heißt auch bei seinen KritikerInnen, wer über Identität spricht kommt an Eriksons „psychosozialer Theorie der Entwicklung“, in deren Zentrum er seine Ausführungen zur Identitätsbildung gestellt hat, nicht vorbei und Diskussionen um „Identität heute“ (und das meint moderne Fassungen von Identität) hätten nach wie vor ihren Ausgangspunkt eben bei diesem Ansatz zu nehmen.

Erikson (1974) spricht von einem Gefühl der Identität und einem Gefühl der „Gleichheit“, und zwar geht es hierbei um die unmittelbare Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erken-

nen. Damit sind bereits mehrere zentrale Bestimmungsmomente angesprochen, die Identität ausmachen, nämlich zunächst einmal die Frage „wer bin ich für mich“ und „wer bin ich für andere“. Und damit wird – wie bereits bei Mead hervorgehoben – deutlich, dass Identität die antizipierten Erwartungen der Anderen und die eigenen Antworten auf die sich stellende Frage(n) beinhaltet. Darüber hinaus wird mit Kontinuität ein zentrales Kriterium im Rahmen der Identitätsarbeit, verstanden als „doing continuity“ (wie dies Barbara Keddi, 2011, nennt), als permanente Herstellung von Kontinuität (dazu weiter im Abschnitt zu „Narrative Identität“).

Die Kritik an die Eriksonsche Fassung von Identität richtet sich vor allem darauf, dass bei ihm Identitätsbildung mit Austritt aus dem Jugendalter als abgeschlossen zu betrachten sei und sich bei einer „etablierten Erwachsenenpersönlichkeit“ solche Fragen nicht mehr in ihrer Vehemenz zeigen, wie dies für das Jugendalter gelte. Gleichwohl Erikson selbstredend pointiert hat, dass Identitätsbildung eine lebenslange Aufgabe ist und sich nicht auf einen Lebensaltersbereich beschränke (siehe Mey 1999). Erikson zufolge stellt sich allerdings im Jugendalter die Frage nach „Identität vs. Identitätsdiffusion“ zentral, letztere meint eine tiefe Verunsicherung über sich selbst und eine gewisse Form von Orientierungs- und Wertelosigkeit. Ein Gefühl, das so stark sein könne, dass Subjekte sich wünschen statt des „fortgesetzten Diffusionserleben lieber ein Niemand zu sein oder ganz und gar schlecht oder tatsächlich tot zu sein – und das total aus freien Stücken –, als nur immer nicht ganz dies und nicht ganz jenes“ (1974, S.168). Insofern sieht Erikson den Wunsch nach Eindeutigkeit. Dies kommt auch in dem Zitat darin zum Ausdruck, dass sich das Individuum etwa durch die Übernahme einer negativen Identität – also „ganz und gar schlecht“ zu sein – zu retten versuche. Negative Identität meint das Annehmen von „devianten“ Rollen (prominent, auch im Alltagsverständnis etwa das „schwarze Schaf“ der Familie). Angemerkt sei allerdings, dass im Zuge von Jugendkulturen die Übernahme solcher Abweichung durchaus als eine gesellschaftskritische Positionierung im Sinne von Jugendprotest verstanden wurde. Das heißt, die Kultivierung der Abgrenzung im Sinne einer Identifikation mit nicht breit getragenen Werten/Normen. Und damit eine Gegenposition gegen herrschende Meinungen / Majoritätspositionen und sich selbst in eine Minoritätspositionen zu bringen (ich werde darauf nochmals kommen der der Frage nach „master- und counter“ narratives; zu Jugendkulturen siehe Mey 2011).

Deutlich wird, dass Identität sich immer im Spannungsfeld und in der Auseinandersetzung mit Anderen vollzieht – seien es im sozialen Nahraum etwa die „krankhaft ehrgeizigen“ oder die „wirklich überlegenen Eltern“ (Erikson 1974, S.166). Erikson hat anschaulich beschrieben, dass es Aufgabe von Adoleszenten ist, bestehende kindliche Identifikationen zu prüfen und zu überarbeiten, da diese nicht als tragfähiges Plateau für eine „erwachsene“ Identität taugen würde.

Eriksons Ansatz wurde von dessen Schüler, James Marcia (1980, 2007), weiterentwickelt in dem Sinne, dass dieser dessen zentrale Aussagen systematisiert hat. Demnach lassen sich vier Identitätsformen unterscheiden, die sich aus dem Zusammenspiel aus der Frage von „Sich Verpflichten“ und „Exploration“ (und Erleben von Krise) ergeben – und die sich in ein 4-Felder-Schema anordnen lassen. Demnach liegt eine „übernommene Identität“ dann vor, wenn zwar ein hohes Maß an Verpflichtung vorliegt, ohne allerdings das eine kritische Analyse erfolgte; eine „diffuse Identität“ im Eriksonschen Sinne als tiefe Verunsicherung (später in vier Unterformen ausdifferenziert; Marcia 1989); eine aufgeschobene Identität steht dafür, dass wenig „Commitment“ bestehe, aber eine Auseinandersetzung und kritische Prüfung bezüglich der in Rede stehenden Entwicklungsthemen stattfinde. Die „erarbeitete“ Identität schließlich steht für den gelungenen Versuch, sich in der Welt mit einem eigen erarbeiteten Standpunkt zu positionieren.

In dieser Typologie (ich spare hier einmal mit den durchaus möglichen kritischen Einwänden; dazu weiterführend Mey 1999) wird ersichtlich, dass Andere hier vor allem als „Vorbilder“ auftauchen, deren Interpretations- und Deutungsangebote unkritisch und unreflektiert angenommen werden können oder es aber in einer kritischen Prüfung und Passungsarbeit kommt.

Berührt sind hierbei Fragen nach familiären Beziehungen (Bindungen; und damit einhergehende Bindungsrepräsentationen); Intimität/Aufbau neuer Beziehungen und die Organisation der sozialen Nahwelt, also Freundschaftsnetzwerke und der Arbeitsbereich. Identitätsbildung vollzieht sich immer in Auseinandersetzung mit Eltern, später peers (also den Altersgleichen oder wenn es um Jugendkulturen geht um Gleichgesinnte), Arbeitgebende/KollegInnen etc.

In diesen Versionen von Identitätsansätzen erscheint am Ende dann das für das Individuum einzig passende und integrierte Bild von sich selbst und seiner Position zur und in der Welt. Dass es dabei um eine Integrations- bis hin zu einer Anpassungsperspektive (und damit Identität einen affirmativen Charakter aufweist) ist in diese Theorien eingeschrieben. Das Gesellschaftliche, das Widersprüchliche findet nur bedingt Eingang.

Kritisiert wurde darin insbesondere, dass durch das Beharren auf Integration immer auch eine Abspaltung von „unbewussten, 'wilden', ... rebellierenden Teilen der Subjektivität“ verlangt ist. Denn auch Erikson wusste, dass die

„Identitätsbildung ... in der Regel auch ihre dunkle, negative Seite [hat], die das ganze Leben hindurch ein unlenksamer Teil der Gesamtidentität bleiben kann. In jedem Menschen und jeder Gruppe steckt eine negative Identität, die Summe all jener Identifikationen und Identitätsfragmente, die der einzelne unterdrücken mußte, weil er sie ablehnte oder für unzumutbar hielt, oder weil seine Gruppe ihn lehrte, sie als Merkmal fatalen 'Anders-seins' ... wahrzunehmen“ (Erikson 1982, S.18).

Anderssein wiederum erscheint dann nur in „gebilligten“ Rollen möglich: der Künstler, der Narr etc. Erikson äußert an anderer Stelle, dass wenn die unterbreiteten Angebote von den Einzelnen (aus welchen Gründen auch immer) ausgeschlagen werden, sie sich also weigern würden, die ihnen zugeordneten Rollen-Angebote einzunehmen, Ausstoßungsprozesse zu erwarten sind. Denn so Erikson:

„[Da] die Gemeinschaft ... sich ihrerseits durch das Individuum ‚anerkannt‘ [fühlt], wenn es nur Wert auf ihre Anerkennung legt [, kann] sie ... sich denn auch an einem Individuum, das auf sie keinen Wert zu legen scheint, für solche Mißachtung grausam rächen“ (Erikson 1974, S.140).

Identität als Patchwork

Diese Frage der An-Passungsarbeit und die mitschwingende Etablierungsvorstellung hat dann insbesondere in den 1980er und 1990er Jahren vielfach Kritik erfahren, insbesondere durch Heiner Keupp und seiner Arbeitsgruppe. Aus der Perspektive einer „Reflexiven Sozialpsychologie“ votieren die Münchner PsychologInnen für ein anderes Verständnis. Entgegengestellt wird der Entwurf einer „Identität als Patchwork“ (Keupp 1988, 1997), um das Fragile, das Momenthafte zu betonen und auch das potenziell Prozesshafte, das sich Verändernde herauszuheben. Statt Patchwork ist bei anderen Konzeptionen die Rede vom „bricolage“ oder Polyvokalität.

Das Keuppsche Konzept von Identität als Patchwork zielt er auf die „alltägliche Identitätsarbeit“ und die Herstellung von einem situativen „Gefühl von Identität“. Identitätsarbeit bedeutet die Auseinandersetzung mit einer Abfolge von Projekten, wahrscheinlich sogar um die gleichzeitige Verfolgung unterschiedlicher und teilweise widersprüchlicher Projekte. Mit dem Konzept von Identität als Patchwork drückt Keupp aber noch mehr aus. Es geht nicht nur um die individuelle Gestaltungskompetenz, sondern es geht ihm um die Überwindung eines „Eindeutigkeitszwangs“ (ein ein-für-allemal-Festgelegt-sein und Sich-Festlegen-Lassen).

Keupp hat diese Idee in Distanz zu den gängigen normativen Erwartungen einer gelingenden Identitätsbildung formuliert; auch um angesichts von Destandardisierung in Distanz zugehen zu überzogenen Vorstellungen von Einheit, Kontinuität, Kohärenz. Zur Identitätsarbeit gehört für ihn vielmehr auch die wiederkehrende neugierige Exploration von „Realitäten“ und entsprechend eine ständige performative Herstellung von sich angesichts der sehr verschiedenen Lebenslagen und Bedingungen. Diese Vorstellung findet sich bereits bei Lothar Krappmann (2000 [1971]; zusammenfassend 1997) ausgearbeitet, der von „balancierter Identität“ spricht, bei der es darum geht „das Verschiedenartige, Widersprüchliche und Sich-Verändernde wahrzunehmen, es mit Sinn zu füllen und zusammenzuhalten“ (1997, S.81). – Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen, da in der Diskussion immer wieder von Metaphern wie „Sinn-Basteln“ etc. gesprochen wird, die in gewisser Weise das „Spielerische“, das „Leichte“ im Rahmen von Identitätsarbeit betonen. Krappmann sieht in dem „Balancieren“ zwischen Erwartungen, Zuschreibungen und eigenen Interessen und Sehnsüchten „kein Jonglieren aus Übermut“. Das Jonglieren entspringt ihm zufolge vielmehr der Not, „seinen Platz in einer widersprüchlichen, sich wandelnden Gesellschaft zu bestimmen“. Wichtig ist festzuhalten, dass für Krappmann trotz dieses Aufwands keine ein für allemal gesicherte Identität erreichbar scheint, „sondern lediglich, sich trotz einer immer problematischeren Identität die weitere Beteiligung an Interaktionen zu sichern“ (ebd.).

Eine solchermaßen immer wieder herzustellende Identität setzt allerdings einige „Fähigkeiten“ aufseiten der Subjekte voraus. Mit Krappmann (2000 [1969]) ist insbesondere zu denken an die Fähigkeit, Rollenerwartungen bis zu einem gewissen Maße in Frage zu stellen (er spricht von „Rollendistanz“) und die Fähigkeit, zu „ertragen“, das Rollen widersprüchlich (zwei/mehrdeutig) und Motivstrukturen einander widerstrebend sein können (von ihm als „Ambiguitätstoleranz“ bezeichnet).

Hintergrund dieses vorgeschlagenen veränderten Verständnis von Identität bildet die Individualisierungsthese, mit der die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse reflektiert wurden und sich mit der Debatte um „Individualisierung“ (Beck 1986) in den Diskurs als neuer Modus der Vergesellschaftung festgeschrieben hat. Gemeint ist damit, dass die großen „Identitätsfabriken“ wie Religion, Vaterland, Milieu, soziales Geschlecht – weitgehend ihre „Prägekraft“ verloren haben. So schwindet in der gegenwärtigen sog. „reflexiven Moderne“ (früher wurde in der Debatte häufiger auch von Postmoderne gesprochen) das gesellschaftliche Angebot an „Normalformen“ für Individualbiografien: Unsere Rede von der „normalen“ Familie hat sich geändert (ggf. gilt heute die Patchwork-Familie als „normal“); ebenso was eine „normale“ Berufsbiografie noch sein soll, lässt sich nur schwer beantworten.

Individualisierung lässt sich generell – folgt man Beck (1986) – durch vier Bestimmungsstücke charakterisieren: Neben a) der Herauslösung aus traditionell vorgegebenen Sozialformen und damit korrespondierenden Bindungen, und b) dem Verlust von Gewissheiten, handlungsleitenden Normen und Orientierungen sowie c) die veränderte Stellung des Einzelnen „jenseits von Stand und Klasse“ ist es schließlich d) die Zunahme eines ich-zentrierten Weltbildes. Vor dem Hintergrund dieser Dynamik sind die Individuen zu einer Selbstorganisation des Lebenslaufs gefordert, mehr noch: es ist die Selbstthematization der Biografie erzwungen. Damit ist auch deutlich, dass Identität nicht als „fester Besitz“ aufgefasst oder als eine „Kompetenz“ verstanden werden kann, die jemand eben hat, nicht oder nicht ausreichend hat. *Persönliche Identität ist keine Eigenschaft im Sinne dauerhaften Besitzes*, heißt es dann auch entsprechend. Identität ist bestenfalls greifbar als momentaner, aber höchst fluktuierender Zustand. Ein Zustand, der nicht einfach da ist, sondern von einer Person in bewusster Selbstreflexion hergestellt, ja erarbeitet werden muss. Und es wird deutlich, dass unterschiedliche (und vorläufige) Identitäts-Ausgänge als subjektive Hervorbringungen von Individuen in ihren je konkreten Lebenswelten zu verstehen sind. Mehr noch: Es handelt sich um situative Selbstthematizationen und dazugehörige alltägliche, spontane, kurzfristige Selbstreflexionen (siehe Keupp et al 1999; Mey 1999; Darmstädter & Mey 1998).

Narrative (Herstellung von) Identität

Im Rahmen psychologischer und sozialwissenschaftlicher Theorien hat sich aufgrund dieser neuen Ausgangslage eine Hinwendung zu narrativen Ansätzen einzuleiten begonnen, die meines Erachtens besonders fruchtbar sind für die Erörterung von Identität und Alterität (siehe auch Keupp et al. 1999; Kraus 1996). Mit Einzug der narrativen Psychologie wird die Sinnkonstruktion Jerome Bruner (1997, 1998, 1999), einem der wichtigen Theoretiker im Feld der „narrativen Psychologie“, folgend auch mit den Terms des „self meaning“ und des „world making“ versehen. Vereinfacht gesagt geht es um die „erzählerische Antwort“ auf die Frage „wer bin ich“. Erzählen wird als eine identitätsstiftende Leistung verstanden, um Kontinuität und Kohärenz zu sichern. Damit ist die Erzählung „das primäre strukturierende Schema [...], durch das Personen ihr Verhältnis zu selbst, zu anderen und zur physischen Umwelt organisieren und als sinnhaft auslegen“ (Polkinghorne 1998, S.15)

Im Grunde kann über Narration im Detail verdeutlicht, was zuvor konzeptuell für Identität festgehalten wurde. Ausgegangen wird von einem dialogischen/konversationellen Subjekt, dessen Leben in und durch Konversationen geschaffen wird, wobei Individuen „ihre“ Identität durch den teils offen geführten, teils verinnerlichten Dialog mit anderen entdecken/entwickeln. Im (biografischen) Erzählen vermitteln Menschen einander ihre Erfahrungen, gleichen ihre Sichtweisen an oder konturieren sich durch Abgrenzung voneinander, sie suchen und finden Solidarität oder behaupten sich in ihrer Eigenständigkeit. Damit werden in Erzählungen von Selbsterlebten Menschen zu Handlungsträgern der Geschichte, zu durch Erfahrungen geprägte Akteure. Richtiger ist: Sie *machen* sich in den Erzählungen dazu. D.h. sie entwerfen sich als aktiv/passiv, als erlebend/erleidend/handelnd, oder kurz: als autonom/heteronom. Innerhalb der narrativen Psychologie wird hier von „Agency“ gesprochen, also die Frage der „Täterschaft“, „Handlungsträgerschaft“ bishin zu Frage der „Wirksamkeit“.

Wichtig ist, dass bei dem Erzählen es sowohl um die *Selbstdarstellung* als auch um die *Selbsterstellung* geht. Dazu wird jüngst verstärkt auf das Konzept des „*Positioning*“ (Positionierung) rekurriert (siehe Bamberg 1997; Korobov 2001), das ursprünglich aus der „discursive psychology“ stammt und im Kontext der narrativen Identität weiter entwickelt wurde:

„Positionierung bezeichnet zunächst ganz allgemein die diskursiven Praktiken, mit denen Menschen sich selbst und andere in sprachlichen Interaktionen aufeinander bezogen als Personen her- und darzustellen, welche Attribute, Rollen, Eigenschaften und Motive sie mit ihren Handlungen in Anspruch nehmen und zuschreiben, die ihrerseits funktional für die lokale Identitätsher- und -darstellung im Gespräch sind“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2004, S.168).

D.h. Erzählende machen sich in Erzählungen zu sozialbestimmbaren Personen und das meint, dass sie bestimmte „Positionen“ im sozialen Raum einnehmen. Darüber gibt der Erzählenden zu verstehen, wie er/sie gesehen werden will (Selbstpositionierung), aber er/sie weist auch anderen eine Position zu, wie er/sie diese sieht (Fremdpositionierung). Positionierungsaktivitäten sind dabei durchaus oft „Reaktionen“ auf vorangegangene Positionierungen. D.h. Fremd- und Selbstpositionierung sind miteinander verwoben. Dabei können diese direkt und explizit sein oder indirekt und implizit. Insofern können Fremdzuschreibungen, Rollenzuweisungen und moralische Kategorisierungen eindeutig ausgedrückt oder eher verdeckt sein oder auch nur vage, so dass die Interpretation den Anderen/Zuhörenden überlassen wird (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004)

Positionierungsmöglichkeiten ergeben sich zuhauf bei identitätsrelevanten Darstellungen insbesondere bei der Behandlung der Vergangenheit und darin verschiedener „vergangener Ichs“, bei dem sich das Ich des Sprechenden „aufgrund des speziellen Vergangenheitsbezugs des Erzählens in ein (gegenwärtiges) Ich (als aktueller Sprecher oder Interaktionspartner) und ein (früheres) erzähltes Ich (als Akteur

in der Geschichte) aufspaltet. D.h. die Inbeziehungsetzung vom erzählenden Ich zum erzählten Ich (in der Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) wird genutzt, um einen Veränderungsprozess anzeigen zu können.

Das möchte ich nochmals zusammenfassend verdeutlichen: Im (autobiografischen) Erzählen stellt sich der/die Erzählende (das erzählende Ich) retrospektiv deutend zu seiner/ihrer Selbst (erzähltes Ich) und entwirft sich prospektiv (als mögliches Ich). Aus den dargelegten vergangenen und zukünftigen Ereignissen und Widerfahrnissen werden Feststellungen über den/die Erzählende(n) nahe gelegt bzw. von ihm/ihr sogar explizit formuliert. Dazu gehören Angaben identifizierender (biografischer) „Daten“ (Geburtstag, -ort etc.), Aussagen über die Herkunftsfamilie, berufliche oder schulische „Lebensstationen“ (inklusive aller qualitativen Merkmale von Identität wie berufliche Affiliationen oder Präferenzen), aber mehr noch: zu den (autobiografischen) Darlegungen gehören Äußerungen von Überzeugungen und Werthaltungen, die vertreten werden (wurden); kurzum Aussagen, darüber was für ein „Mensch“ jemand sein will/war bzw. in seinen/ihren eigenen Augen ist und zukünftig sein möchte, letzteres entspricht der Kohärenz: Kohärenz verweist auf die Stimmigkeit eines „moralische[n] und ästhetische[n] Maximesystem[s]“ (Straub 2000, S.175), an dem sich eine Person orientiert, um eigenen Ansprüchen auf ein gelingendes Leben Rechnung zu tragen. Hierbei geht es auch, wie Jens Brockmeier (1999, S.24) ausführt, „selten allein um das, was jemand ist, sondern in der Regel auch um das, was jemand nicht ist und auf keinen Fall sein will“. Bei solchen selbstreferenziellen Selbstthematizierungen fließt ebenso ein „was jemand gerne gewesen oder geworden wäre oder noch werden möchte ... was man aufgab, was man verpaßte und erträumte“.

Im Akt des Erzählens werden somit Differentes, Heterogenes zu einer in sich stimmigen Gestalt zusammengeführt, in dem diese „temporal“ (lebensgeschichtliche Veränderungen des Selbsterlebens), „sozial“ (Beziehungen zwischen Individuum und seiner Welt) und „selbstbezüglich“ (verschiedene aufeinanderbezogene Aspekte der Selbsterfahrung) in Form von „konkreten Manifestationen“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S.51) integriert werden, ohne damit die Differenzen „zu beseitigen“ oder „aufzuheben“ – Jerome Bruner (1998) spricht hier von „dissosanter Konsonanz“.

Noch eine letzte aus der Narrationstheorie bedeutsame Facette: Erzählinhalte/Erzählformen sind sozial vermittelt, es gibt vorgängige Formate. Aus der Literaturwissenschaft entliehen geht es hierbei um den Rückgriff auf Gattungen. Durch unterschiedliche *Emplotments* können verschiedene Erzählungen entstehen, die dann als Komödien, Tragödien, Romanzen und Satiren angelegt sind. Es geht aber darüber hinaus um die Frage des Gebrauchs von *kulturellen narrativen Vorlagen*, entlang derer deutlich wird, an welchen kulturellen Deutungsmustern die Erzählenden sich orientieren: Hierzu gehört, ob und wie sie auf die jeweiligen *master narratives* d.h. die Geschichtenversionen der Herrschenden, oder die *counter-narratives*, ihre subkulturellen Gegendarstellungen Bezug nehmen (dazu Lucius-Hoene 2010; mit Blick auf politische Fragen instruktiv Andrews 2010).

Dargestellte Positionierungsqualitäten werden zu Zuschreibungen von Anderen aber auch zu Problemen führen. Spannungsverhältnis zwischen Anerkennung durch Andere und der Art und Weise der Zustimmung/Konvergenz zu den präsentierten Rollenzuschreibungen. Ob dabei eine Narration aufrechterhalten werden kann, hängt wesentlich von der Fähigkeit des Individuums ab, die gegenseitige Bedeutung von Ereignissen mit anderen erfolgreich zu verhandeln. Und damit gilt: Die Stabilität (und Stabilisierung) unserer Identität als Selbst-Narration ist eine öffentliche Angelegenheit (nochmals mit Blick auf Erzählungen von politischen Akteuren siehe Andrews 2010).

Anerkennung und Zugehörigkeit

Herausheben möchte ich nochmals, dass in der Überlegung, dass jedes Individuum bei der Konstruktion von Identität die Erwartungen anderer (im engeren und weiteren Netzwerk) berücksichtigt, sie sich

darauf bezieht (einbezieht oder ablehnt, sich also positioniert) es um die Frage nach Akzeptanz, mehr noch, dass es für den Aufbau und die Wahrung von Identität – folgt man dem kanadischen Sozialphilosophen Charles Taylor – zentral ist, Anerkennung zu erhalten.

„Die These lautet, unsere Identität werde teilweise von der Anerkennung oder Nicht-Anerkennung, oft auch von der Verkennung durch die anderen geprägt, so daß ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes oder verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt.“ (Taylor 1993, S.13f.)

Neu ist diese Erkenntnis nicht, neu ist aber, dass wir in Verhältnissen leben, in denen das Streben nach Anerkennung immer wieder und eben für einen immer größer werdenden Teil der Menschen scheitern kann. Mit dieser Überlegung sind – ohne dies hier weiter ausführen zu können – Fragen der Inklusion und der Exklusion angesprochen (dazu Thomas 2010). Heiner Keupp (2004), der Münchner Sozialpsychologe spricht davon, dass die Rahmenbedingungen für Anerkennung und Zugehörigkeit zunehmend in Frage gestellt werden. *Anerkennungs- und Zugehörigkeitskulturen* betrachtet er allerdings als die zwei zentralen Ressourcen für die Identitätsbildung.

Abschluss: Identität als Passungsarbeit

Identität muss deutlich abgegrenzt werden von Anpassung, wie dies Heiner Keupp et al. akzentuieren:

„Eine auf Anpassung ausgerichtete Identität bietet zwar ein gesichertes Maß an Anerkennung, Integration und hinlänglicher Handlungsfähigkeit. Dafür ist jedoch vom Subjekt, das unangepasste mögliche Selbste, Identitätsentwürfe und -projekte unterdrücken muss, oft ein recht hoher Preis zu entrichten. Angesichts dieser vergrabenen und begrabenden Möglichkeiten kann nicht unbedingt von einer gelungenen Identität gesprochen werden – auch nicht aus der Perspektive der sozialen Umwelt.“ (Keupp et al. 1999, S.274)

Es geht also maximal um Passung. Dieser Überlegung folgend meint Identitätsbildung/-erhaltung Passungsarbeit, und das heißt sich in einer komplexen, pluralisierten und durchaus widersprüchlichen Wirklichkeit überhaupt zurechtfinden zu müssen, und dies erfordert, seine Identität immer wieder aufs Neue gegen Gefährdungen zu bewahren. Der Soziologie Schimank (2007) spricht von Selbstbehauptung; es geht ihm darum, dass Subjekte sich gegen nicht haltbaren Definitionen und Nicht-Anerkennung behaupten. Kurzum: Sich den erlebten Zumutungen der Anderen zu widersetzen.

Literatur

- Abels, Heinz (2010). *Identität* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Andrews, Molly (2010). Biografie und Geschichte. Dynamiken von individuellen und kollektiven politischen Erzählungen. In Martin Dege, Till Grallert, Carmen Dege & Niklas Chimirri (Hrsg.), *Können Marginalisierte (wieder) sprechen? Zum politischen Potenzial der Sozialwissenschaften* (S.347-381). Gießen: Psychosozial Verlag.
- Beck, Ulrich (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine neue Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bamberg, Michael (1997). Positioning between structure and performance. *Journal of Narrative and Life History*, 7, 335-342.
- Brockmeier, Jens (1999). Erinnerung, Identität und autobiographischer Prozeß. *Journal für Psychologie*, 7(1), 22-41.
- Bruner, Jerome S. (1997). *Sinn, Kultur und Ich-Identität. Zur Kulturpsychologie des Sinns*. Heidelberg: Auer. [Orig. 1990]
- Bruner, Jerome S. (1998). Vergangenheit und Gegenwart als narrative Konstruktionen. Was ist gewonnen und was verloren, wenn Menschen auf narrative Weise Sinn bilden. In Jürgen Straub (Hrsg.), *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte* (S.46-80). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bruner, Jerome S. (1999). Self-Making and World-Making. Wie das Selbst und seiner Welt autobiographisch hergestellt werden. *Journal für Psychologie*, 7(1), 11-21.
- Darmstädter, Tim & Mey, Günter (1998). Identität im Selbstwiderspruch oder „Die Schizophrenie des Lebens“. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 22(4), 65-94. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-sssoar-4490>.
- Erikson, Erik H. (1974). *Identität und Lebenszyklus* (2. Aufl.). Frankfurt/M.: Suhrkamp. [Orig. 1959]
- Erikson, Erik H. (1982). *Lebensgeschichte und historischer Augenblick*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. [Orig. 1975]

- Frey, Hans-Peter & Haußer, Karl (1987). Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung. In Hans-Peter Frey & Karl Haußer (Hrsg.), *Identität* (S.3-25). Stuttgart: Enke.
- Keddi, Barbara (2011). *Wie wir dieselben bleiben. Doing continuity als biopsychosoziale Praxis*. Bielefeld: transcript.
- Keupp, Heiner (1988). Auf dem Weg zur Patchwork-Identität. *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 4/88, 425-438.
- Keupp, Heiner (1997). Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In Heiner Keupp & Renate Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S.11-39). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Keupp, Heiner (2004). Ressourcenförderung als Basis von Projekten der Gewalt- und Suchtprävention. *Praxis Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 53(8), 531-546.
- Keupp, Heiner; Ahbe, Thomas; Gmür, Wolfgang; Höfer, Renate; Mitzscherlich, Beate; Kraus, Wolfgang & Straus, Florian (1999). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek: Rowohlt.
- Korobov, Neill (2001). Reconciling Theory with Method: From Conversation Analysis and Critical Discourse Analysis to Positioning Analysis [36 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 2(3), Art. 11, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0103119> [Zugriff: 20.11.2001]
- Krappmann, Lothar (1997). Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In Heiner Keupp & Renate Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S.66-92). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Krappmann, Lothar (2000). *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen*. Stuttgart: Klett-Cotta. [Orig. 1971]
- Kraus, Wolfgang (1996). *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Lucius-Hoene, Gabriele (2010). Narrative Analysen. In Günter Mey & Katja Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S.584-600). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lucius-Hoene, Gabriele & Deppermann, Arnulf (2002). *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Opladen: Leske + Budrich
- Lucius-Hoene, Gabriele & Deppermann, Arnulf (2004). Narrative Identität und Positionierung. *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*. 5, 166-183. <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2004/ga-lucius.pdf>
- Marcia, James E. (1980). Identity in adolescence. In Joseph Adelson (Hrsg.), *Handbook of adolescent psychology* (S.159-187). New York: Wiley.
- Marcia, James E. (1989). Identity diffusion differentiated. In M. A. Luszcz & T. Nettelbeck (Hrsg.), *Psychological development across the life-span* (S.289-295). North-Holland: Elsevier.
- Marcia, James E. (2007). Theory and measure: The Identity Status Interview. In Meike Watzlawik & Aristi Born (Hrsg.), *Capturing Identity: Quantitative and qualitative methods* (S.1-14). New York: University Press of Amerika.
- Mead, George Herbert (1968). *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp-Verlag. [Orig. 1968]
- Mey, Günter (1999). *Adoleszenz, Identität, Erzählung. Theoretische, methodologische und empirische Erkundungen*. Berlin: Köster.
- Mey, Günter (2007). Qualitative Research on "Adolescence, Identity, Narration": Programmatic and Empirical Examples. In: Meike Watzlawik & Aristi Born (Hrsg.), *Capturing Identity: Quantitative and qualitative methods* (S.53-69). New York: University Press of Amerika.
- Mey, Günter (Hrsg.) (2011). JUGEND/KULTUREN. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 35(2), 1-134.
- Polkinghorne, Donald E. (1998). Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein. Beziehungen und Perspektiven. In Jürgen Straub (Hrsg.), *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte* (S.12-45). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schimank, Uwe (2007). *Handeln und Strukturen. Einführung in eine akteurtheoretische Soziologie (3. Aufl.)*. Weinheim: Juventa.
- Straub, Jürgen (2000). Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die "postmoderne" armchair psychology. *ZBBS – Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 1/2000, 167-194.
- Taylor, Charles (1993). *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Thomas, Stefan (2010). *Exklusion und Selbstbehauptung. Wie junge Menschen Armut erleben*. Frankfurt/M.: Campus.

Angaben zum Autor

Mey, Günter; Professor für Entwicklungspsychologie an der Hochschule Magdeburg-Stendal und Direktor des Instituts für Qualitative Forschung in der Internationalen Akademie an der Freien Universität Berlin. Inhaltliche Arbeitsschwerpunkte sind in den Forschungsfeldern zu Kindheit, Adoleszenz und Intergenerationenbeziehungen vor allem Identität, Biografie und Kultur gewidmet. Er hat 1999 zu „Identität und Narration“ an der TU Berlin promoviert.

Weitere Informationen unter: <http://www.humanwissenschaften.hs-magdeburg.de/~mey>

Kontakt: Prof. Dr. Günter Mey, Hochschule Magdeburg-Stendal, Fachbereich Angewandte Humanwissenschaften, Osterburger Straße 25, D-39576 Stendal. E-Mail: guenter.mey@hs-magdeburg.de